

Rund 10 000 Luftschutzbunker haben die Nazis gebaut. Was tun mit den Betongiganten in den Innenstädten? Abreißen oder sprengen? Nicht so einfach. Doch jetzt, wo der Baugrund knapp wird und die Mieten steigen, lassen sich die grauen Riesen nutzen: Als Kirchen, Clubs, Apartmenthäuser oder Ausstellungsräume. Über eine Abrüstung mit architektonischen Mitteln

Einfach. Schön.

TEXT: LAURA WEISSMÜLLER,
FOTOS: HIEPLER UND BRUNIER

Wenn Christian Boros nach Hause kommt, nimmt er den Seiteneingang, um ins Gebäude zu gelangen. „Sonst werde ich immer angesprochen.“ Eigentlich ist Boros keiner, der sich versteckt. Im Gegenteil. Doch der Werber und Kunstsammler lebt in Berlin-Mitte mit Frau und Sohn auf dem Dach eines Bunkers, gleich gegenüber dem Deutschen Theater. Der nächste Tourist ist da nie weit. „Jeder fünfte Amerikaner will von mir wissen, wo hier Adolf Hitler gestorben ist“, sagt Boros. Zu ihm sind in den vergangenen Jahren auch viele gekommen, die in seinem Bunker nicht die ausgestellte zeitgenössische Kunst sehen wollten, sondern vor Jahrzehnten hinter den dicken Mauern einmal Schutz gesucht hatten. „Es wird nie normal sein, hier zu wohnen.“

Ob normal oder nicht, die Gegenwart zieht ein in die Bunker. Die Schutzbauten aus dem Zweiten Weltkrieg erleben eine Renaissance: Sie werden umgebaut zu Wohnungen, Ausstellungsräumen, Büros. Womit ein Schlaglicht auf einen Gebäudetyp fällt, der in unseren Städten jahrzehntelang fast unbemerkt blieb, efeuberant und verrammelt. Auch wenn die Bunker oft mitten im Zentrum stehen und viele Stockwerke hoch sind, blei-

Die beste Tarnung der Hochbunker war ihre völlige Nutzlosigkeit

ben die Betonriesen im toten Winkel der Wahrnehmung. Und das, obwohl von dem größten zweckgebundenen Bauprogramm der Geschichte, bei dem zwischen 1941 und 1944 unter brutaler Kraftanstrengung und dem Einsatz von Zwangsarbeitern etwa 10 000 Hoch- und Tiefbunker im ehemaligen Reich entstanden, nicht wenig die Zeit überdauert hat. Eine Sprengung war oft unmöglich, hätte Nachbargebäude beschädigt. Allein die Bundesanstalt für Immobilienaufgaben besitzt 170 Hochbunker, die umgenutzt werden könnten. Offenbar war die Tarnung der Gebäude ihre Nutzlosigkeit.

Der Boom der Großstädte dürfte der Grund für den Wandel sein: Ob München, Hamburg oder Berlin – Baugrund ist knapp, Mieten steigen. Damit werden Gebäude interessant, deren Umbau lange als unmöglich oder zu teuer galt. Bunker haben bis

zu drei Meter dicke Außenwände, normale Wandstärken liegen unter 50 Zentimetern. Wer in einem Bunker leben will, muss dem Tageslicht Zugang mit Gewalt verschaffen, muss mit diamantbesetzten Seilsägen Fenster und Türen freischneiden, Hunderte Tonnen Stahlbeton rausschaffen.

Also war die Skepsis auch groß, als der Münchner Immobilienentwickler Stefan Höglmaier einen denkmalgeschützten Hochbunker in Nord-Schwabing in einen Wohn- und Büroturm umbauen wollte. Gerechnet aber hat es sich. „In München kann man viel mehr investieren als etwa in Dortmund“, sagt Höglmaier. Seine Apartments seien für Mieter, „für die Wohnungen von der Stange nicht infrage kommen“.

In die Penthousewohnung ist er selbst eingezogen. Wer hier steht, umringt von üppigem Interior Design, vergisst, dass er in einem Bunker ist. Bodentiefe Fenster öffnen den Blick nach draußen, der raue Beton erinnert kaum an den Schutz vor fallenden Bomben. Was sich für die Kriegsgeneration optisch mit Leid und Furcht verband, ist heute angesagt. Ob Mode, Design, Kunst oder Leben – Urbanität inszeniert sich heute auch vor nackten Betonwänden. Und trotzdem: Wer im Hochbunker steht, merkt, wo er ist. Der Schall bricht sich anders, der Beton schluckt Geräusche, die dumpfe Akustik bringt die Kriegsnächte zurück.

„Es ärgert mich, wenn jemand das Gebäude als schicken Turm bezeichnet“, sagt Höglmaier. „Das ist zu banal.“ Beim Münchner Bunker blieben die Einschlaglöcher aus dem Krieg in der Fassade, und das Treppenhaus mit den abgegriffenen Holzhandläufen sieht so aus wie 1943. „Genug Fleisch“ für Höglmaier, damit sein Bunker Bunker bleibt.

Technisch geht es auch anders, wie das Projekt „Bunker beleben“ der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben und der TU Dortmund zeigt. Einige der dokumentierten umgebauten Hochbunker sind kaum als solche zu erkennen. Der Kraftakt, sie umzuformen, ist leichter geworden. Als der Düsseldorfer Pastor Carl Klinkhammer 1947 mit dem Umbau eines Bunkers zur Kirche begann, war das anders. Diamantbesetzte Seilsägen gab es nicht – der Pastor musste mit der Gemeinde drei Decken und 1000 Tonnen Schutt aus dem Gebäude schaffen. Trotzdem wurde die Bunkerkirche mit dem markant geschwungenen Turm zwei Jahre später geweiht. Fast 70 Jahre danach erhält die Friedensbotschaft neue Relevanz: Die Kirche wurde den koptischen Christen übereignet, neu eingetragene Flüchtlinge kommen dazu. Neben der

Bunkerkirche soll ein Begegnungszentrum entstehen – für alle Düsseldorfer, nicht nur die neuen.

In Wien schwimmen derweilen Haie durch den Bunker, Riesenschildkröten ziehen durch ihr Terrain. Das „Haus des Meeres“ dürfte eine der spektakulärsten Umnutzungen sein. Dem Flakturm im Esterhazy-Park hat man an der Fassade ein Glassegel verpasst, im mehrstöckigen Tropenhauturmen Weißbüschelaffchen zwischen Papageien herum. „Wir versuchen, jedes Jahr durch ein, zwei Neuerungen attraktiv zu bleiben“, sagt Hans Köppen, Geschäftsführer des gemeinnützigen Unternehmens. Leicht ist das nicht. Denn der Denkmalschutz beharrt darauf, dass der Mahmal-Charakter des Bunkers dabei erhalten bleibt.

Ein grüner Park hoch oben, tief unten am Boden trainiert der FC St. Pauli

In Hamburg wollen sie, dass der Hochbunker in Sankt Pauli grün wird. Die Initiative Hildegardten arbeitet daran, auf dem Dach einen Park anzulegen. Wenn es die Stadt genehmigt, soll sich bis Ende 2017 eine sechseinhalb Meter breite Rampe bis nach oben schrauben. „Es ist der perfekte Ort, um Hamburg grüner zu machen“, sagt Nadschja Heniela auf dem 40 Meter hohen Bunkerdach. Von unten schallen die Rufe eines Fußballtrainers nach oben. Sportplätze und Stadion von St. Pauli sind nebenan. Genauso wie der Hamburger Dom, das größte Volksfest im Norden.

„Für mich ist die Idee, hier einen öffentlichen Park anzulegen, auch eine Art der Befriedung“, sagt der Architekt Michael Kuhn. Der Aufbau soll wie eine Tischplatte – auf das bestehende Bunkerdach gesetzt werden. Einfach ist es nicht: „Der Bunker ist innen relativ offen“, sagt Michael Kuhn. Das ist auch der Grund, weshalb seit den Neunzigerjahren Mieter einzogen. Musikstudios, ein Konzertsaal, eine Radiostation, der Club „Liebel und Gefährlich“. Nicht alle Nutzer finden die Idee mit dem Park gut, einige Bewohner des Viertels befürchten neuen Rummel. Die Nazis übrigens hatten eigene Ideen, wie sie ihre Bunker nach dem Krieg nutzen wollten. Die größten sollten mit schwarzem Marmor ummantelt und als „Denkmal des Endsiegs“ inszeniert werden. Die Geschichte hatte andere Pläne.

► Fotostrecke nächste Seite